

Die Kette West

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Selmut ist einen Augenblick vor Ueber-
raschung sprachlos. Dann sagt er mit einer
Stimme, durch die helle Empörung zittert: „Wir
sind in den letzten Wochen ja an Verschiedenes ge-
wöhnt worden, aber daß auch die Weihnachts-
bescherung verboten werden würde, das hätte ich
doch für unmöglich gehalten. Die übergroße
Mehrheit unserer Bevölkerung wird gewiß äh-
nlich empfinden, und deshalb halte ich es für selbst-
verständlich, daß die Behörde dieses ganz unge-
wöhnliche Verbot auch begründet.“

„Natürlich! Meinen Sie etwa, daß die Be-
hörde irgend eine Maßnahme oder Entscheidung
ohne zwingende Gründe trifft? Oder daß diese
Gründe das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen
haben? Also die Begründung sollen Sie
schon noch hören. Vorher beantworten Sie
mir erst einmal einige Fragen. — Wie
kommen Sie junger Mensch dazu, sich an
die Spitze eines solchen Unternehmens zu
stellen? Ihr Name steht doch an erster
Stelle.“ „Das ist lediglich Zufall, Herr
Rat. Wir haben, wie Sie sich sofort
überzeugen können, nach der alphabe-
tischen Reihenfolge unterzeichnet.“ „So!
Wie kommen Sie junger Mensch aber
überhaupt dazu, sich an einer solchen
Sache zu beteiligen?“ „Gestatten Sie
mir zunächst eine Zwischenbemerkung,
Herr Rat. Nach der üblichen Ein-
teilung des Lebens bin ich zweifellos
noch ein junger Mensch, wie Sie ebenso
zweifellos zu den älteren Menschen ge-
hören. Obgleich ich es nun für wenig
höflich halte, werde ich Sie dennoch,
wenn Sie es durchaus wünschen, von jetzt
ab nur noch „Sie älterer Mensch“ titu-
lieren.“ „Ach so! Mit einem halben Duzend
Prädikaten wollen Sie auch noch regaliert
sein! Was bilden Sie sich denn eigentlich
ein?“ „Außerordentlich wenig, Herr Rat. Aber
immerhin soviel, daß ich glaube, als vollberech-
tigter Staatsbürger und pünktlicher Steuerzahler
auf eine Behandlung Anspruch zu haben, wie sie
unter gebildeten Menschen Brauch und Regel ist.“

„Also Herr Agitator . . .“

„Berg ist mein Name, Herr Rat.“

„Also Herr Agitator Berg . . .“

„Maschinenbauer bin ich von Beruf, Herr
Rat. Wenn ich gelegentlich zu Fragen des öffent-
lichen Lebens Stellung nehme, so übe ich damit
nur meine staatsbürgerlichen Rechte aus, wie Sie
das auch tun, wenn Sie, wie ich das schon wieder-

holt gelesen habe, in Militärvereinen Reden
halten. Also: Entweder Sie lassen den Agitator
fort, oder Sie sind für mich Herr Kollege Agi-
tator.“

Dem Polizeirat schwebt ein „frecher Dünkel“
auf den Lippen. Aber er verschluckt die Worte,
denn der „junge Mensch“, der so aufrecht und



Wilhelm Liebknecht.

sicher vor ihm dasteht, und ihm so fest und offen
in die Augen sieht, kommt ihm plötzlich doch recht
mannhaft vor. Langsam, mit beißendem Spott
in der Stimme, sagt er deshalb nur: „Also Herr
Maschinenbauer Berg — so ist es doch richtig,
nicht wahr? und ich habe auch nichts vergessen?
— wie kommen Sie eigentlich als lediger, junger

Mann dazu, Bescherungen für Kinder zu
arrangieren?“

„Darauf ließe sich mancherlei sagen, Herr
Rat. Zum Beispiel: Es geht die Behörde nichts,
aber auch rein gar nichts an, womit ich mich in
meinen Mußestunden beschäftige. Aber ich will
zunächst noch höflich bleiben und nur erklären,
daß keineswegs nur ältere oder verheiratete
Männer das Privilegium besitzen, Kindern eine
große Kinderfreund, von dem die Worte stam-
men: Lasset die Kindlein zu mir kommen! ver-
bürgten Nachrichten zufolge, zeitweilens Jung-
gefelle gebrochen sein!“ „Unterlassen Sie solche
alberne Bemerkungen über unseren Herrn
und Heiland! Wir haben noch einen Para-
graphen über Gotteslästerung im Straf-
gesetzbuch, mit dem könnten Sie sonst Be-
kanntschaft machen!“ „Hat keine Not,
Herr Rat. Im übrigen habe ich weder
Zeit noch Lust, mich mit Ihnen über den
Begriff der Gotteslästerung zu unter-
halten. Ich warte noch immer auf die
Begründung des Verbotes der Weih-
nachtsbescherung.“ „Diese Gründe lie-
gen sehr nahe, nämlich zu einem recht
beträchtlichen Teile in Ihrer Person
selbst. Seit Wochen wird unsere Arbeiter-
bevölkerung durch Reden in Versamm-
lungen, Artikeln in der „Volksstimme“
und durch Flugblätter ebenso systematisch
aufgehetzt, wie das Ansehen der Behörde
in der Öffentlichkeit herabgesetzt wird.
Nur können wir ja die Drahtzieher recht
gut. Warum rennen Sie beispielsweise
so und so oft in der Woche noch spät in
der Nacht nach der Bahnpost? Meinen
Sie, meine Beamten hätten das noch nicht
beobachtet, und wir wüßten nicht, daß
Sie für die „Volksstimme“ korrespondieren?“
„Kein Kunststück, etwas zu wissen, was zu
verheimlichen ich nicht den geringsten Anlaß
habe. Die Polizei ist von Amtswegen verpflichtet,
noch viel schlauer zu sein.“

„Ist sie auch! Und deshalb wissen wir, daß
die Flugblätter, die zur Verbreitung gelangten,
auch von Ihnen verfaßt wurden. Und wir wissen
weiter, daß Sie in der Versammlung, die außer
Landes getagt hat, die hiesigen Behörden in der
heftigsten Weise angegriffen, ihre Unparteilichkeit
in Zweifel gezogen haben. Durch dieses Treiben
ist die Autorität der Obrigkeit ebenso erschüttert,
wie die öffentliche Ordnung gefährdet worden.“

Das beweist der Terrorismus der Streikenden, indem sie die Arbeitswilligen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen, höhnisch anlachen; das beweist die Strafe, welche das Gericht wegen schwerer Ausschreitungen heute gegen Ihren Logiswirt aussprechen mußte, der, wie mir telefonisch mitgeteilt wurde, zu neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Und weil auch die geplante Weihnachtsbescherung den gleichen Zwecken dienen, den Geist der Widersetzlichkeit stärken sollte, deshalb ist und bleibt sie verboten."

"Nach der großen Rolle, die Sie mich spielen lassen, Herr Rat, müßte ja eigentlich mein Ausschneiden aus dem Komitee, zu dem ich augenblicklich bereit bin, hinreichen, um das Verbot aufzuheben."

"Nein! Nein! So war es nicht gemeint! Die anderen Komiteemitglieder, und wer sonst immer vorgeschoben wird, das ist alles die gleiche Nummer. Wir lassen uns nicht dupieren! Es bleibt ein für alle Mal beim Verbot!"

"Und mit dieser Entscheidung kommen Sie jetzt, unmittelbar vor dem Heise, wo eine Beschwerde an die oberen Instanzen, der Kürze der Zeit halber, kaum noch möglich ist!"

"Die können Sie sich sparen! Hier," damit hält der Polizeirat Helmut die geöffnete Aktenmappe vor, "finden Sie bereits die Bestätigung unserer Entscheidung durch den Regierungspräsidenten und den weiteren Instanzen, die bis auf dem Tüpfelchen über dem i unserer Auffassung beigetreten sind."

"Ausgezeichnet! Die Beschwerdeführer sind bereits abgewiesen, ehe sie noch Beschwerde führen können. Die oberen Instanzen entscheiden, ehe sie nur die Gründe der Beschwerdeführer kennen gelernt haben."

"Aber Sie wissen, was wir wollen, und das ist die Hauptsache."

"Ohne Zweifel, Herr Rat. Und großartige Ausblicke eröffnet dieses Verfahren für die Zukunft. Denn es ist gar nicht notwendig, warum es nur auf die Verwaltung beschränkt und nicht auch auf die Justiz übertragen werden soll. Mit welcher Eleganz werden wir dann in die russischen Zustände hineingeleiten."

"Das sind Ansichten. Andere Leute denken darüber wieder anders. Sehen Sie, da hat kürzlich so ein freches Rastermaul — nicht bei uns — sonst hätten wir uns den Burtschen schon gekauft, sondern außerhalb unseres Landes, öffentlich behauptet, unsere Behörde hier verdiene gar nicht ein so gutes, braves und geduldiges Volk, wie es das unsrige sei. Andere dagegen meinen, unser Volk hier verdiene gar nicht die humanen, lebenswürdigen und gerechten Behörden, die es besitzt, sondern verschiedenen Subjekten, die sich in Hezen und Lästern nicht genug tun können, gezieme eine Behandlung nach russischem Muster . . ."

"Indem man ihnen fünfzig mit der Krute aufzählt," ergänzt Helmut den letzten Satz des Polizeirates. "Machen Sie nur aus Ihrem Herzen keine Mördergrube, Herr Rat. Sie stehen ja mit dieser Auffassung in Deutschland nicht allein. Nur sollten Sie und die sonstigen Hochedlen, die für das Knutenregiment schwärmen, nie vergessen, daß dieses Erscheinungen gezeigt hat, die Ihnen, wenn Sie damit Bekanntheit machen, verteuert unangenehm vorkommen würden. —"

Um aber nach dieser kleinen Abschweifung wieder auf unsere eigentliche Angelegenheit zurückzukommen, so muß ich Sie schon dringend ersuchen, mir das soeben mündlich Mitgeteilte noch in schriftlicher Ausfertigung zuzustellen. Nicht nur das Komitee, dem ich angehöre, sondern die gesamte Öffentlichkeit hat Anspruch darauf, dieses Verbot mit Begründung in authentischer, von Ihnen selbst beglaubigter Form kennen zu lernen."

"Ja wohl! Die sollen Sie haben! Heute noch."

"Schön, Herr Rat! Die schriftliche Ausfertigung liegt ja auch in Ihrem eigenen persönlichen Interesse."

"Wieso persönlichem Interesse?"

"Unsterblich zu werden, Herr Rat, ist doch der höchste Preis, der einem Erdenbürger zufallen kann. Nach dem normalen Verlauf der Dinge, würde von Ihrem Dasein und Wirken später nur ein Leichenstein Kunde geben. Dieses Verbot und seine Begründung aber, erlassen in einem christlichen Staate, von einer christlichen Polizei, die vor dem Herrn und Heiland der Christenheit in Ehrfurcht erschauert, das wird für zukünftige Kulturhistoriker ein Dokument von unschätzbarem Werte sein. Und in und mit diesem Dokument werden Sie weiterleben bis zu den allerfernsten Geschlechtern, Herr Rat."

Helmut verbeugt sich leicht und verläßt mit schnellen Schritten das Zimmer. Der Polizeirat starrt ihm eine Weile nach, dann ruft er plötzlich: "Fischer! schnell laufen Sie dem Menschen nach und bringen Sie ihn noch einmal zurück!" Der Schreiber stürzt zur Türe hinaus und die Treppe hinunter, während der Polizeirat murmelt: "Jetzt verstehe ich erst, was der Kerl hat sagen wollen. Er hat gemeint, mit dem Verbot haben wir uns bis in alle Ewigkeit blamiert. Aber jetzt soll er was zu hören bekommen."

Nach einiger Zeit kommt der Schreiber atemlos zurück. "Ich habe den Verg erst auf dem Marktplatz einholen können," so berichtet er. "Auf meine Aufforderung, nochmals mit zurückzukommen, hat er mir auf die Schulter geklopft und gesagt: Gehen Sie nur wieder nach oben, Herr Fischer, und sagen Sie dem Herrn Polizeirat, es fehlt mir an Zeit, mich weiter mit ihm zu unterhalten. Es ist alles in bester Ordnung. Er soll nur nach der Verabredung verfahren, dann kann es gar nicht fehlen! — Soll ich den Verg nun durch einen Polizeiergeanten holen lassen?"

Helmut läßt sich diese Großschauanze nur laufen! Der wird es doch in anderer Weise noch besorgt. Aber die schriftliche Ausfertigung bekommt der Kerl, und meinen Namen sehe ich nun erst recht darunter. Sonst höhnt und foppt mich dieser geriebene Galunke in der "Volksstimme" nach Noten. Der Teufel hole die ganze Bande!"

Helmut schreitet währenddem schnell durch die Straßen. Er macht einen kleinen Umweg, um an dem Gerichtsgebäude vorbeizukommen. Vielleicht trifft er dort Bekannte, die dem Termin beigewohnt haben und hört von ihnen näheres über den Gang der Verhandlung. Er hat sich auch nicht getäuscht, denn bald kommt aus einer Nebenstraße Frau Stöhr selbst auf ihn zu. Als sie des jungen Mannes ansichtig wird, ruft sie mit zornrotem Gesicht schon von weitem: "Denken Sie nur, Herr Berg, mein Mann . . ."

"Hat dreiviertel Jahr Gefängnis bekommen, ich weiß es schon, Frau Stöhr," unterbricht Helmut die erregte Frau und fährt, als diese dicht an ihn herangekommen ist, leise fort: "Ich habe es eben vom Polizeirat vernommen. Es ist eine bodenlose Gemeinheit, um nichts und wieder nichts auf eine so hohe Strafe zu erkennen."

"Das ganze war eine Komödie, und die Richter das sind . . ."

"Frau Stöhr!" ruft Helmut schnell dazwischen, den Finger auf den Mund legend, und mit den Augen auf eine ältere Frau deutend, die bisher hinter der Frau Stöhr hergegangen war, und nun näher an die beiden zu kommen trachtete.

"Ach so, die Mhlemann! Ja, vor der muß man sich in acht nehmen. Sie war mit im Zuhörerraum; jedenfalls von ihrem Mann geschickt, damit er am Mittag auch schon alles weiß, und es schnell weitertratschen kann. Wegen der Beleidigung des Mhlemann hat mein Mann eben noch weitere vierzehn Tage bekommen."

"Aber die neun Monate noch hinaus?"

"Ja! im ganzen neun Monate und zwei Wochen. Der Rechtsanwalt hat sich ja meine Mannes sehr angenommen, das kann man nicht anders sagen. Gaarklein hat er auseinander gesetzt, daß mein Mann gar nicht die Absicht hatte, etwas Strafbares zu begehen; daß die Gendarmen den ganzen Austritt verschuldet haben, weil sie meinen Mann an etwas hindern wollten, was auszuüben das gute Recht jedes Arbeiters sei. Es hat alles nichts genutzt. Die Richter hörten gar nicht zu; gähnten immerfort. Die waren schon vorher mit ihrem Urteil fertig. Kaum, daß sie das Beratungszimmer betreten hatten, kamen sie auch schon wieder heraus, und der Vorsitzende verkündete das Urteil."

Helmut nickt. "So ungefähr hatte ich erwartet. Die Gemeinheit feiert jetzt wahrlich Orgien. Die Herren wissen vor Mut über den tapferen Widerstand der Arbeiter gar nicht mehr, was sie anstellen sollen. Selbst die kleine Freude, die wir den Kindern der Streikenden mit der Weihnachtsbescherung bereiten wollten, hat ihnen angetan. Wie mir der Polizeirat eben amtlich eröffnete, darf die Bescherung unter keinen Umständen stattfinden. Die Polizei verbietet sie rundweg."

Frau Stöhr schlägt die Hände zusammen. "Sogar auf die armen Kinder, die sich so unendlich auf die Bescherung gefreut haben, deht sich der Haß schon aus! Na, dann können wir uns auf alles gefaßt machen, und wir dürfen uns über gar nichts mehr wundern."

"Aberdings, Frau Stöhr. — Bringen Sie den Ausgang des Prozesses nur Ihren Eltern schonend bei. Die werden sich am meisten sorgen. Und jetzt Adieu! Ich muß machen, daß ich wieder nach der Werkstatt komme, damit ich bis zum Abend mit meiner Arbeit fertig werde und feierlichst meinen Fremdzettel entgegennehmen kann."

"Adieu!"

Helmut war gewöhnt flink zu arbeiten. Jeder Griff mußte gelten. Fraß ihm vollends Born am Herzen, — und die Vorgänge des Vormittags wurnten ihn doch sehr — dann flog alles nur so aus seinen Händen. Die denkbar intensivste Tätigkeit war ihm das bewährteste Mittel, um das seelische Gleichgewicht wieder zu erlangen. Trotzdem vermag er den Zeitverlust vom Vormittag in der normalen Arbeitszeit nicht einzuholen. Die übrigen Gesellen haben bereits die Werkstatt verlassen, als Helmut die letzte Schraube einzieht und die Arbeit abfertigt.

Meister Schäfer besieht sie gar nicht erst, sondern hüllt sie sofort fürsorglich in ein Wachs Tuch ein, und bittet Helmut mit freundlichen Worten zu sich in das kleine Kontor. Der Wochenlohn liegt schon aufgezählt auf dem Tische. Helmut überfliegt ihn und schiebt das Lohnbuch, das er zum Eintragen der Quittung in der Hand hält, von sich.

"Das stimmt nicht, Herr Schäfer. Soviel wie Sie mir aufgezählt haben, habe ich nicht verdient."

"Stimmt schon!" nickt Schäfer schmunzelnd. "Es ist die Weihnachtsgabe dabei, die jeder, der über ein Jahr bei mir im Geschäft ist, bekommt. Und da waren manchmal Leute darunter, die sie wirklich nicht verdienten. Da wäre es doch eine Sünde, wenn ich sie Ihnen vorenthielte." Darauf bietet er Helmut eine Zigarre an und sagt: "So, nun nehmen Sie Platz und lassen Sie uns mal verständlich über die andere Sache reden, die wir doch aus der Welt schaffen müssen."

Helmut folgt dankend der Einladung. Er ist auf das, was nun kommen wird, nicht wenig gespannt.

"Sehen Sie," beginnt Schäfer, "Sie dürfen es mir nicht nachtragen, daß ich damals heftig wurde. Es kommt selten bei mir vor, aber wenn man gar zu sehr geschuhrigelt wird, läuft einem doch auch mal die Laus über die Leber."

„Schon gut, Herr Schäfer,“ antwortet Helmut lächelnd. „Ich habe Ihnen das Donnerwetter, mit dem Sie über mich herfielen, nicht weiter übel genommen, weil ich mir sagte, daß Ihnen wohl von einem hochmögenden Fabrikanten ordentlich eingeheizt worden war.“

„Freilich! Sie haben bei denen da oben auch gar zu sehr ins Fettmäpfchen getreten! Doch jetzt sind ja nun vierzehn Tage darüber hingegangen. Und morgen ist Weihnachtsheiligabend, da ist jeder doch etwas veröhnlicher gestimmt. Da habe ich nun gedacht, wir gehen morgen beide zu unserem Bürgermeister, und ich lege bei dem ein gutes Wort für Sie ein. Wenn ich auch nur ein kleiner Geschäftsmann bin, meine Steuern habe ich stets pünktlich bezahlt, und auch sonst alle Bürgerpflichten erfüllt. Also etwas muß man ja schließlich auch noch gelten. Und wenn Sie da nun so eine Art Protokoll unterzeichneten, in dem Sie bedauerten, gegen die Fabrikanten so ausfällig gewesen zu sein, und für die Zukunft versprächen, das zu unterlassen, dann würden wohl auch die Fabrikanten zufrieden sein und keine Schwierigkeiten mehr machen, wenn Sie hierblieben.“

Das Gesicht Helmut's ist mit jedem Worte Schäfer's finsterner geworden. Jetzt springt er in heller Empörung auf. Doch Meister Schäfer drückt ihn mit sanfter Gewalt wieder auf den Stuhl zurück. „Bleiben Sie doch ruhig und hören Sie mich erst bis zu Ende an. Ich weiß alles, was Sie sagen wollen. Aber man hat doch auch seine Erfahrungen und Pläne.“

„Sehen Sie, lieber Berg, ich bin ja Gott sei dank noch rüstig, aber ich komme doch bald in die Jahre, in denen sich die Gebrechen des Alters oft schnell einstellen. Deshalb ist es schon lange meine Sorge, was dann, wenn ich nicht mehr recht fort kann, aus meinem Geschäftel werden soll. Es ist ja nicht groß, aber es nährt doch seinen Mann, und ich habe mich schwer quälen müssen, ehe ich es soweit gebracht habe. Söhne habe ich nicht, nur das eine Mädel. Da habe ich denn gedacht, wenn es der Zufall fügte, daß Sie an meiner Anna Gefallen fänden. . . . Das Mädel ist hübsch und brav, fleißig und häuslich; keine von denen, die nur an Putz und Vergnügungen denken. . . . Und einen Stein haben Sie bei ihr auch im Brett. Denn die ganzen Tage, seitdem ich Ihnen habe kündigen müssen, kauft sie mit verweinten Augen herum.“

„Aber wenn sich das auch nicht machte,“ fährt Schäfer nach einer Pause fort. „denn so was kann man nicht bestimmen, das muß sich von selbst schicken, das weiß ich schon, so können Sie doch für immer bei mir bleiben und als Kompagnon in das Geschäft eintreten. Wir schreiben dann draußen auf das Firmenschild einfach Schäfer u. Berg. Und keinen Pfennig verlange ich von Ihnen als Einlage. Nein! Nein! Was ich brauche, das ist ein Mann, von dem ich weiß, daß mein Geschäftel in seinen Händen gut aufgehoben ist. Dann kann ich in Ruhe und ohne Sorge den alten Tagen entgegensehen. Und wenn ich mal die Augen zugemacht habe, dann lebe ich mit meinem Namen noch weiter, denn ich weiß, Sie ändern die Firma nicht, und lassen auch das Geschäftel nicht zugrundegehen.“

Aller Zorn ist aus dem Gesichte Helmut's verschwunden. Mit bewegter Stimme sagt er: „Ich erkenne gern an, daß mit Ausnahme meiner Eltern es noch kein Mensch auf Erden so gut mit mir gemeint hat, wie Sie, Herr Schäfer, und daß es wahrscheinlich auch niemand mehr so gut mit mir meinen wird. Aber . . .“

„Na also! Dann seien Sie doch auch vernünftig!“ unterbricht Schäfer lebhaft den jungen Mann.

„Aber was Sie mir vorschlagen, Herr Schäfer, hingehen und meine Gesinnung verleugnen, meine Ueberzeugung abschwören, das kann und werde ich nicht tun!“

„Ach, wer wird denn alles so auf des Messers Schneide stellen! Denken können Sie hinterher, auch wenn Sie so eine Erklärung abgegeben haben, noch immer was Sie wollen. Wie viele Menschen gibt es denn überhaupt auf der Welt, die so ganz nach ihrer Ueberzeugung leben können? Alle müssen wir uns biegen und schmiegen, ducken und strecken. Daß bei der Geschichte, die jetzt bei uns hier spielt, die Arbeiter im vollen Rechte und die Fabrikanten im Unrechte sind, das sehe ich auch ein. Seit Jahren haben die Weber um die Verkürzung der Arbeitszeit gebettelt. Aber nein! Da wurde alles rundweg abgelehnt. Was in meinem Geschäftel geht, das sollte in den großen Fabriken nicht möglich sein? Nun es durch die Halsstarrigkeit der Fabrikanten zum Ausstand gekommen ist, da heißt es wieder, wir würden sehr gern nachgeben, wenn nicht die Noten dahinter ständen. Das ist doch ein Schwindel, der zum Himmel schreit! Also da gebe ich Ihnen völlig recht! Aber das hilft nur alles nichts. Die Großen haben die Macht und den Einfluß, und wir Kleinen müssen nach ihrer Pfeife tanzen.“

„Nun hören Sie einmal, Herr Schäfer. Wenn nun jemand von Ihnen verlangte, Sie sollten sich nicht um Ihr Geschäft kümmern, sondern sich den ganzen Tag auf das Sofa legen. Würden Sie das fertig bringen?“

„Sehr sauer würde es mir gewiß ankommen.“

„Nein, Herr Schäfer, Sie hielten es überhaupt nicht vierundzwanzig Stunden aus, weil dieses Nichtstun einfach gegen Ihre Natur ginge. So geht es auch mir wider die Natur, wenn ich etwas, was ich nach innerster Ueberzeugung für richtig halte, ableugnen soll. Ich würde keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen können, und nach vierundzwanzig Stunden wie ein verfolgter Verbrecher auf und davon gehen.“

„Jugendüberschwärmt,“ rief Berg, weiter nichts. „Passen Sie einmal auf, in reiferen Jahren denken Sie über die Sache ganz anders. Ich habe in dieser Beziehung an meinem Vater ein lehrreiches Beispiel vor Augen gehabt. Der war ein überzeugter Demokrat. Er hat den Aufstand 1848 mitgemacht; sein Bruder, der auch mitfocht, wurde vor seinen Augen von den Soldaten massakriert, und er selbst mußte wegen der Beteiligung am Aufstand fünf Jahre im Zuchthaus sitzen. Was der für eine Mut auf das preussische Regiment hatte, das ist nicht zu schildern. Der Name Bismarck's oder des Marktischenprinzen brauchte nur genannt zu werden, dann schollen ihm schon die Hornesadern auf der Stirn. Und sehen Sie: nach 1871 hat er den Kaiser Wilhelm und Bismarck mit hoch leben lassen, wie nur irgendeiner.“

„Das ist immerhin begreiflich, Herr Schäfer. Wenn jemand seine Ansichten in Ehren ändert, so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn auch der Gesinnungswechsel des demokratischen deutschen Bürgertums nach 1871 gerade kein Ruhmesblatt in seiner Geschichte bildet. Was aber auf alle Fälle verächtlich ist, das ist die Rechnungssträgeri der Erlangung äußerer Vorteile halber.“

„Alles richtig und schön, lieber Berg. Sie müssen jedoch auch bedenken, daß man sich nichts vergibt, wenn man in Not- und Zwangslagen einige Löcher zurücksteckt. Und daß es kein Vergnügen ist, im Winter arbeitslos auf der Landstraße zu liegen, habe ich in meiner Handwerksburschenzeit am eigenen Leibe erfahren. Es ist doch ein verheerender Unterschied, ob man in einer guten Werkstätte warm geborgen sitzt, oder in Kälte und Stundewetter von Ort zu Ort tippeln und immer wieder vergeblich nach Arbeit anklopfen muß. Und bei der Geschäftsflaute, die jetzt herrscht, kann es Ihnen passieren, daß Sie wer weiß wie lange laufen müssen, ehe Sie wieder einen Unterschlupf finden. Und dann ist es

möglicherweise eine Stelle, in der Sie Ihre Kenntnisse nicht einmal verwerten können.“

„Und doch muß ich es auf mich nehmen, so ungern ich auch die Beschäftigung in Ihrer Werkstätte, die mir volle Befriedigung gewährt hat, aufgebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Liebknecht.

Von August Rebel.

Liebknecht und ebenso Bernhard Becker wurden im Juli 1865 aus Preußen ausgewiesen. Liebknecht* war nach dreizehnjährigem Exil im Sommer 1862 nach Berlin zurückgekehrt. Die Amnestie von 1860 ermöglichte ihm dieses. Er folgte dem Rufe des alten Revolutionärs August Braß, den er gleich Engels in der Schweiz kennen gelernt, und der im Sommer 1862 in Berlin ein großdeutsches demokratisches Blatt, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ gegründet hatte. Liebknecht war neben Robert Schweichel für die Redaktion gewonnen worden, und zwar Liebknecht für die auswärtige Politik. In den Charakter von Braß fehlte keiner von beiden den geringsten Zweifel, hatte er doch zu den radikalsten Revolutionären gehört. Als aber Ende September 1862 Bismarck das Ministerium übernahm, entdeckten beide bald nachher, daß etwas nicht stimmte. Der Verdacht bestätigte sich, als eines Tages der Zufall wollte, daß Schweichel von einem Voten des Ministeriums ein Schreiben für Braß in Empfang nahm, dessen Inhalt, wie der Vote bemerkte, sofort veröffentlicht werden sollte. Beide kündigten und traten aus der Redaktion. Wie Liebknecht gelegentlich öffentlich erklärte, hat ihm Lassalle noch ein Jahr nach seinem Austritt aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ einen Vorwurf daraus gemacht, daß er seine Stellung aufgab. Liebknecht, der damals Frau und zwei Kinder besaß, die er von London nach Berlin hatte kommen lassen, erwarb sich jetzt den Unterhalt mit Korrespondenzen für verschiedene Zeitungen. Als ich ihn kennen lernte, schrieb er unter anderem für den „Obersrheinischen Kurier“ in Freiburg in Baden, für die Reichbauersche demokratische „Tagespost“ in Graz und das „Deutsche Wochenblatt“ in Mannheim, von dem er aber wohl kaum Honorar bezog. Später schrieb er auch einige Jahre für die „Frankfurter Zeitung“. Öffentliche Vorträge hielt er namentlich im Berliner Buchdrucker- und Schneiderverein, aber auch in Arbeiter- und Volksversammlungen, in denen er die Bismarckische Politik bekämpfte, als deren Schildknappen er F. W. v. Schweiker, den Redakteur des „Sozialdemokrat“, ansah.

Nach seiner Ausweisung reiste er zunächst nach Hannover, wo Schweichel am dortigen „Anzeiger“ eine Redakteurstelle gefunden hatte. Da aber hier sich für ihn nichts fand, kam er nach Leipzig, woselbst er eines Tages, Anfang August, durch Dr. Graß, der damals Redakteur der „Mitteldeutschen Volkszeitung“ war, bei mir eingeführt wurde. Liebknecht, dessen Wirken und

* Wir entnehmen, im Hinblick auf den zehnjährigen Todestag Wilhelm Liebknecht's (7. August 1900), diesen Artikel dem ersten Teile der Weberschen Memoiren „Aus meinem Leben“ (Stuttgart, F. S. W. Dieß Nachf. Preis brosch. 1,50 M., geb. 2 M.; um das lesenswerte Buch allen Genossen zugänglich zu machen, hat der Verlag auch eine Ausgabe in 14 Lieferungen à 10 Pf. herausgebracht). Unser Artikel bildet ein Stück des „Wilhelm Liebknecht“ betitelten Kapitels dieses ersten Bandes der Weberschen Memoiren. Im zweiten Teile des Werkes wird Liebknecht's Wirken für die Partei ausführlicher behandelt werden: seine mit Webel gemeinsame Tätigkeit im Norddeutschen Reichstage, ihre Stellungnahme im deutsch-französischen Krieg 1870/71, der Leipziger Hochverratsprozeß, die Vereinigung der Partei in Gotha zur sozialistischen Arbeiterpartei usw.

Ausweisung ich durch die Zeitungen kannte, interessierte mich natürlich sehr lebhaft. Er stand damals im vierzigsten Lebensjahr, besaß aber das Feuer und die Lebendigkeit eines Zwanzigjährigen. Sofort nach der Begrüßung kamen wir in ein politisches Gespräch, in dem er mit einer Behemung und Rücksichtslosigkeit die Fortschrittspartei und namentlich ihre Führer angriff und charakterisierte, daß ich, der ich damals doch auch keine Heiligen mehr in denselben sah, ganz betroffen war. Indes er war ein erstklassiger Mensch, und sein schroffes Wesen verhinderte nicht, daß wir uns bald befreundeten.

Liebknecht kam uns in Sachsen wie gerufen. Im Juli hatten wir auf der Landeskonferenz in Glauchau die Sendung von Reisepredigern beschlossen. Das war aber leichter beschlossen als durchgeführt, denn es fehlten die passenden Persönlichkeiten, deren Lebensstellung eine solche Tätigkeit erlaubte. Liebknecht stellte sich für diese Vortragsreisen bereitwillig zur Verfügung. Auch im Arbeiterbildungsverein war er als Vortragender willkommen, und bald waren seine Vorträge die besuchtesten von allen. Weiter übernahm er im Arbeiterbildungsverein den Unterricht in der englischen und französischen Sprache. So erlangte er allmählich eine allerdings sehr bescheidene Existenz. Dennoch war er gezwungen, was ich später erfuhr, manches gute Buch zum Antiquar zu tragen. Seine Lage wurde dadurch noch verschlimmert, daß seine (erste) Frau brustkrank war und einer kräftigen Pflege bedurft hätte. Außerlich sah man Liebknecht seine Sorgen nicht an, wer ihn sah und hörte, mußte glauben, er befände sich in zufriedenen Verhältnissen.

Die erste Agitationstour unternahm er ins untere Erzgebirge, speziell in die Arbeiterdörfer des Müllengrundes, womit er sich den Weg zu den späteren Kandidatur für den Reichstag bahnte. Da auch ich öfter Agitationsreisen unternahm, und wir von da ab in allen politischen Fragen meist gemeinsam handelten, wurden unsere Namen immer mehr in der Öffentlichkeit genannt, bis wir schließlich dieser gegenüber als zwei Unzertrennlige erschienen. Das ging so weit, daß, als in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre sich ein Parteigenosse mit mir assoziierte, ab und zu Geschäftsbriefe ankamen, die statt der Adresse H. u. W. die Namen Liebknecht u. W. trugen, ein Vorgang, der jedesmal unsere Heiterkeit erregte.

Ich habe Liebknecht in diesen Blättern noch öfter zu erwähnen, aber eine Beschreibung seines Lebenslaufs kann ich hier nicht geben. Wer sich für denselben interessiert, findet das Nähere in dem Buch „Der Leipziger Hochverratsprozeß gegen Liebknecht, W. u. G.“ und in der Schrift von Kurt Eisner „Wilhelm Liebknecht“. Beide Publikationen sind in der Buchhandlung Vorwärts erschienen.

Liebknechts echte Kampfnatur wurde von einem unerschütterlichen Optimismus getragen, ohne den sich kein großes Ziel erreichen läßt. Kein noch so harter Schlag, ob er ihn persönlich oder die Partei traf, konnte ihn nur einen Augenblick mutlos machen oder aus der Fassung bringen. Nichts verblüffte ihn, stets wußte er einen Ausweg. Gegen die Angriffe der Gegner war seine Losung: Auf einen Schelmen anderthalbe. Den Gegnern gegenüber schroff und rücksichtslos, war er den Freunden und Genossen gegenüber allezeit ein guter Kamerad, der vorhandene Gegenjäger auszugleichen suchte.

In seinem Privatleben war Liebknecht ein sorgender Ehemann und Familienvater, der mit großer Liebe an den Seinen hing. Auch war er ein großer Naturfreund. Ein paar schöne Bäume in einer sonst reizlosen Gegend konnten ihn entzücken und verleiten, die Gegend schön zu finden. In seinen Bedürfnissen war er einfach und anspruchslos. Eine vorzügliche Suppe,

die ihm meine junge Frau kurz nach unserer Verheiratung, Frühjahr 1866, eines Tages vorsetzte, begeisterte ihn so, daß er ihr diese sein Leben lang nicht vergaß. Ein gutes Glas Bier oder ein gutes Glas Wein und eine gute Zigarre liebte er, aber größere Aufwendungen machte er dafür nicht. Hatte er mal ein neues Kleidungsstück an, was nicht häufig vorkam, und hatte ich das nicht sofort wahrgenommen und meine Anerkennung darüber ausgesprochen, so konnte ich sicher sein, daß er, ehe viele Minuten verflossen waren, mich darauf aufmerksam machte und mein Urteil verlangte. Er war ein Mann von Eisen mit einem Kindergemüt. Als Liebknecht am 7. August 1900 starb, waren es auf den Tag fünfunddreißig Jahre, daß wir unsere erste Bekanntschaft gemacht hatten.

In seiner Parteitätigkeit liebte es Liebknecht, fertige Tatsachen zu schaffen, wenn er annahm, daß ein Plan von ihm Widerstand finden würde. Unter dieser Eigenschaft litt ich anfangs schwer, denn ich bekam in der Regel die Suppe auszueffen, die er eingebrockt hatte. Bei seinem Mangel an praktischem Geschick mußten andere die Durchführung von ihm getroffener Maßnahmen übernehmen. Endlich aber fand ich den Mut, mich von dem Einfluß seines apodiktischen Wesens zu befreien, und nun gerieten wir manchmal hart aneinander, ohne daß die Öffentlichkeit es merkte und ohne daß unser Verhältnis dadurch dauernd getrübt worden wäre.

Man hat viel geschrieben über den Einfluß, den Liebknecht auf mich gehabt habe; man behauptete zum Beispiel, daß nur seinem Einfluß es zu danken gewesen sei, daß ich Sozialist wurde. In einer bei Langen in München im Jahre 1908 erschienen Broschüre wird weiter gesagt, Liebknecht habe mich zum Marxisten gemacht, als welchen ich mich im September 1868 auf dem Parteitag bekannt habe.

Liebknecht hätte hiernach volle drei Jahre gebraucht, um aus dem Saulus einen Paulus zu machen.

Liebknecht war vierzehn Jahre älter als ich, er hatte also, als wir uns kennen lernten, eine lange politische Erfahrung vor mir voraus. Liebknecht war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der fleißig studiert hatte; diese wissenschaftliche Bildung fehlte mir. Liebknecht war endlich in England zwölf Jahre lang mit Männern wie Marx und Engels in intimem Verkehr gestanden und hatte dabei viel gelernt, ein Umgang, der mir ebenfalls fehlte. Daß Liebknecht unter solchen Umständen erheblichen Einfluß auf mich ausüben mußte, war ganz selbstverständlich. Andernfalls wäre es eine Blamage für ihn gewesen, daß er diesen Einfluß nicht auszuüben verstand, oder eine Blamage für mich, daß ich aus dem Umgang mit ihm nichts zu profitieren wußte. Einer meiner Bekannten aus jener Zeit schrieb vor einigen Jahren in der „Leipziger Volkszeitung“, er habe (1865) gehört, wie ich im kleinen Kreise von meiner Bekanntschaft mit Liebknecht erzählt und dazu bemerkt hätte: „Donnerwetter, von dem kann man was lernen!“ Das dürfte stimmen. Aber Sozialist wäre ich auch ohne ihn geworden, denn dazu war ich auf dem Wege, als ich ihn kennen lernte. Im beständigen Kampfe mit den Lassalleanern, mußte ich Lassalles Schriften lesen, um zu wissen, was sie wollten, und damit vollzog sich in Wälde eine Wandlung in mir. Die Haltung der liberalen Wortführer in und außerhalb des Parlamentes hatte allmählich auch bei uns Unzufriedenheit erregt, und ihr Nimbus war im Schwinden begriffen. Besonders war es die Haltung der liberalen Wortführer in den Arbeiterkreisen, die Mißstimmung erzeugte. Mein Umgang mit Liebknecht hat meine Meinung zum Sozialisten beschleunigt. Dieses Verdienst hat er. Ähnlich ist es mit der Behauptung, Liebknecht habe mich zum Marxisten gemacht. Ich

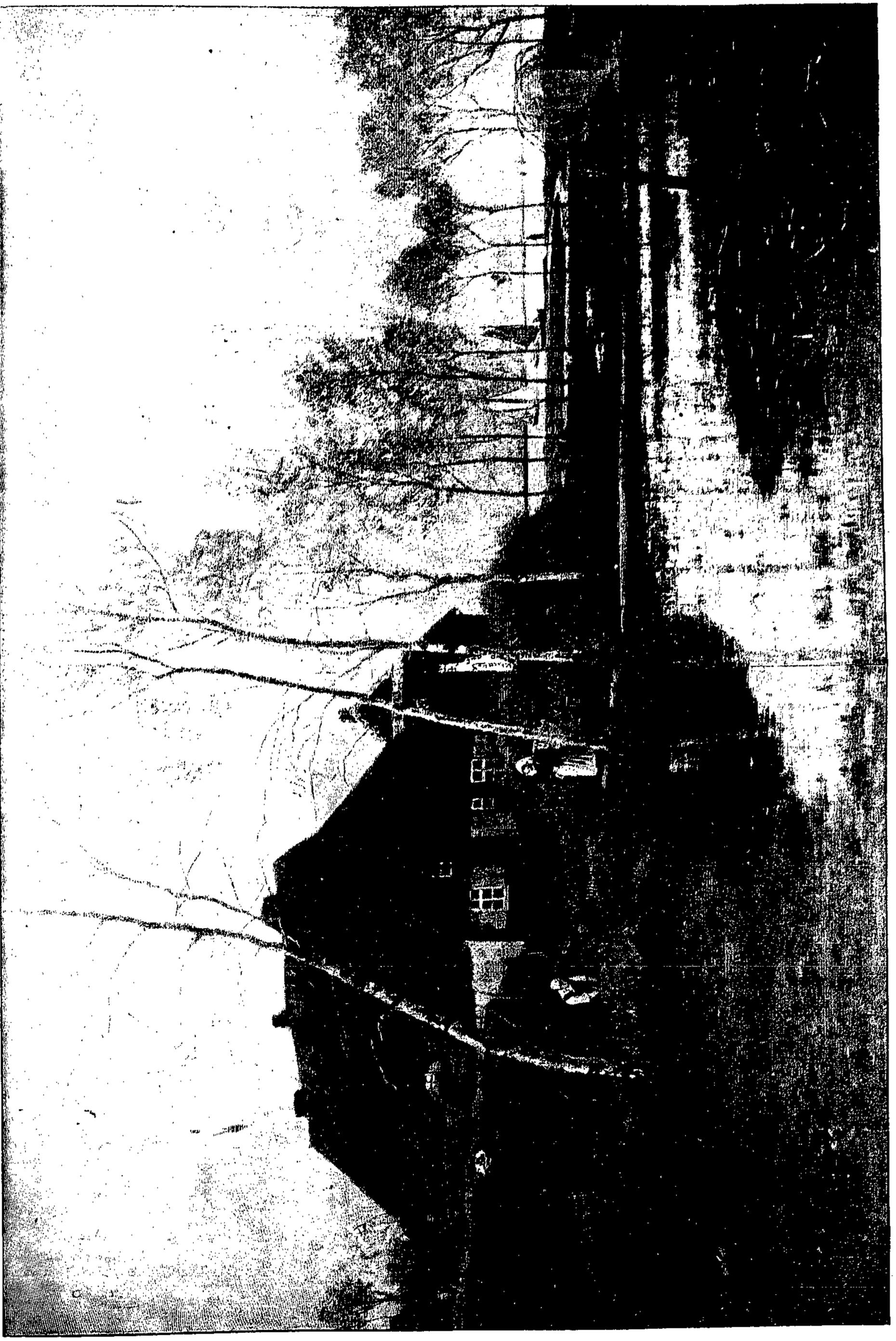
habe in jenen Jahren viele sehr gute Vorträge und Reden von ihm gehört. Er sprach über das englische Gewerkschaftswesen, die englischen und französischen Revolutionen, die deutschen Volksbewegungen, über politische Tagesfragen usw. Kam er auf Marx und Lassalle zu sprechen, dann stets polemisch, längere theoretische Auseinandersetzungen hörte ich meiner Erinnerung nach nicht von ihm. Zu privaten Unterweisungen hatte aber weder er noch ich Zeit, die Tageskämpfe und was damit zusammenhing ließen uns zu privaten theoretischen Erörterungen nicht kommen. Auch war Liebknecht nach seiner ganzen Veranlagung weit mehr großzügiger Politiker als Theoretiker. Die große Politik war seine Lieblingsbeschäftigung.

Unstarre Luftschiffe.

Von Karl Hermann.

Als vor wenigen Jahren die Technik der lenkbaren Luftfahrzeuge, Ballons und Flugmaschinen in ihrer Gesamtheit, noch nicht in dem Maße geklärt war wie heute, wußte der Sache Fernstehende nicht recht, wie die in aeronautischen Erörterungen häufig gebrauchten Ausdrücke „leichter oder schwerer als Luft“, „starr oder unstarres System“ zu verstehen waren. Heute kennt man als „leichter als Luft“ alle die Luftfahrzeuge, die ein großer Vorrat leichten Gases heft; alle Arten Frei- und Ventballons; schwerer als Luft sind alle Naturflieger die künstlichen Drachen- und Schraubenflugmaschinen, die sich lediglich durch ihre mechanische Gewalt emporarbeiten. Die beiden anderen Sachworte beziehen sich nur auf die Ballons, speziell die Motorluftschiffe. Unstarre sind diese, wenn man ihren ganzen Körper wie den eines bisherigen Freiballons aus weichen Stoffen verfertigt und gasreicher zusammen schlagen kann. Starre Luftschiffe dagegen behalten ihre Gestalt auch ohne Gasfüllung und können nicht ohne weitere Demontage zerlegt werden. Zu dieser Gruppe gehört das Zeppeleinluftschiff, das ein steifes Gerüst und Wandungen aus Stoff besitzt. Ein absolut starres war eigentlich das von David Schwarz, das vollständig, also auch in den Wandungen, aus Aluminium fabriziert wurde. Von halbstarren Luftschiffen spricht man ebenfalls; es sind solche, bei denen steife Gerüste nur teilweise benutzt werden. Die unstarren Luftschiffe erfreuen sich besonderer Beachtung eben aus dem Grunde, weil sie sich ihrem Wesen nach an die allbekanntesten Freiballons anlehnen. Ein moderner Repräsentant dieser Luftschiffart ist der Parveballon, der jetzt Gegenstand unserer Betrachtung sein soll.

Die Unstarreheit ist wohl daran das Charakteristische, aber nicht das Neue, weil die älteren Ballons, die man zum Zwecke der Lenkbarkeit mit Maschinen versah, sämtlich unstarre waren. Das trifft sowohl auf den Ballon von Giffard zu, aus dem Jahre 1852, als auch auf den von Renard und Krebs, 1884. Der eine bildete das erste Motorluftschiff überhaupt, der andere den ersten lenkbaren Ballon, der wieder am Aufstiegsplatz nach gelungener Kurvenfahrt landete. Seit der theoretischen Vorarbeit Meuniers war man schon damals mit der Tatsache vertraut, daß zur Erzielung der Lenkbarkeit eines Ballons die Erzeugung einer in wagerechter Richtung vorwärtstreibenden Gewalt notwendig ist. Man wußte auch, daß man sie mittels rotierender Luftschrauben, Propeller, am besten hervorbringen vermag und die übrigen Verhältnisse des Ballons, Gestalt, Größe, Füllung, Gewicht, von ihr abhängig sein müssen, damit die Gewalt möglichst intensiv wirkt. Sie ist ja unbedingt erforderlich, um das Luftschiff gegen den Wind vorwärts zu bringen. Um dem



Sommerabend im Fischerdorfe: Nach einem Gemälde von L. Douzette.

man keine breiten Flächen zu bieten, wo er angreifen kann, kam die bisherige Kugelform des Ballons von vornherein nicht mehr in Frage. Er mußte dem Wind keine wenig krummen, sondern konisch abgerundete Flächen entgegenhalten. Die aus dem Grunde von Menzner vorgeschlagene Form war noch zu ungünstig, Giffard und andere wählten für ihren Ballon eine Spindel-, Renard und Krebs Fischform. Weiter hatte bereits Menzner bewiesen, daß eine hohe Vortriebskraft nur das Resultat relativ starker mechanischer Kräfte sein könnte. Weil aber früher zur Mitnahme in einen Ballon keine anderen Mittel zur Entfaltung größerer mechanischer Energie als Menschen und primitive Dampfmaschinen existierten, die viel zu schwer wogen, so war es das Verdienst Giffards, zuerst eine leichtere Dampfmaschinenanlage konstruiert zu haben, die bei 3 Pferdestärken Leistung von einem Ballon mit 2500 Kubikmeter Leuchtgasinhalt gehoben wurde. Doch war die Maschinenkraft zu gering. Renard und Krebs mit einem weniger großen Ballon und einem Elektromotor von 8½ Pferdestärken erreichten deshalb mehr. Sie fuhren damit ungefähr pro Sekunde fünf Meter in stiller Luft vorwärts. Mit einer solchen Eigengeschwindigkeit hätten sie also sehr schwachen Wind, bei dem die Luftmassen vielleicht 2 bis 3 Meter sekundlich dahineilen, in der gleichen Zeit 3 oder 2 Meter überholt und wären, in bezug auf den Erdboden, um ebensoviel weiter vorwärts geschwebt.

Um noch größere Windstärken zu über-treffen, ist eine entsprechend hohe Eigengeschwindigkeit nötig. Dazu gehört indes eine bedeutende Maschinenkraft, die bisher nur umfangreiche und schwere Motoren lieferten. Erst mit der Ausgestaltung einer besonderen Art der Explosionskraftmaschine, die klein und leicht gebaut wurde, jedoch infolge rasender Rotation dieselbe Anzahl der Pferdestärken leistete, wie die behäbigen älteren Maschinen, trat die Entwicklung ver-lenkbaren Luftschiffe in ein neues Stadium.

Wir meinen die aus dem Automobilwesen be-kannten Benzinmotoren. Sie sind, ein wenig modifiziert, die heutigen Luftschiffmotoren, deren intensive mechanische Energie den Ballons wohl die richtige Vortriebskraft verleiht. Die Erfindung Parsevals besteht nun darin, die gün-stigste Entwicklung und Ausnutzung der Vor-wärtstriebskräfte bei einem völlig unstarren Luft-schiff durchzuführen.

Wie von anderen Ballonsystemen, wurden auch von dieser Luftschiffkonstruktion mehrere Exemplare gebaut, die sich in der Größe und manchen Einzelheiten voneinander unterscheiden. Der erste Parsevalballon, aus dem Jahre 1906, wies denselben Inhalt auf, den der Giffardsche hatte, nur füllte man die modernen Luftfahrzeuge immer mit dem in der chemischen Großindustrie billig fabrizierten Wasserstoff- anstelle des Leucht-gases. Die Hebkraft ist bedeutend stärker, denn Leuchtgas zeitigt einen Auftrieb von 0,7 Kilo-gramm, Wasserstoffgas gegen 1 bis 1,1 Kilo-gramm pro Kubikmeter! Die äußere Gestalt der Hülle des „P. I“ war mehr zylindrisch, ihre Länge 48 Meter.

Der „P. II“, der 1907 zum ersten Male aufstieg, war das Luftschiff, das die 11½stün-dige Dauerreise vom Tegeler Schießplatz nach Burg und zurück machte, insgesamt 290 Kilo-meter. Der Inhalt war 3200 Kubikmeter, 58 Meter Länge, 9½ Meter Durchmesser. Die Ballonform war in der Hauptsache ebenfalls zylindrisch, vorn hatte er einen rundenen Konus, hinten eine lang ausgezogene Spitze. Da diese Gestalt typisch geworden ist, möchten wir daran erinnern, daß das Parsevalluftschiff keineswegs rückwärts fährt, wenn man den stumpfen Teil vorangehen sieht. Beim Vor-wärtsdringen schiebt der Konus die hindernde Luft schon reichlich seitwärts, doch muß man auch der weggeschobenen und am Ballonkörper ent-lang gleitenden Luft Gelegenheit zum Abfließen bieten, und ~~über die~~ über die allmählich zu-sammenlaufende Spitze. Damit kann man wohl

die merkwürdige, aber praktisch brauchbare Ballonform erklären. Die Hülle, doppelter Baumwollstoff mit Gummierung, war gelb ge-färbt.

Eine gewisse Einheitlichkeit treffen wir an allen Parsevalluftschiffen im Aufbau der Gondel und Trieborgane. Die Gondel, die nicht ganz so viel unter dem Ballonkörper hängt, wie dessen Durchmesser beträgt, ist aus Rahmen von Winkeleisen zusammengefügt und länglich rech-teckig. Zwischen den Rahmen ist Drahtgitter zum Schutz ausgespannt, vorn außerdem eine Stoffumkleidung. Die Vorderquerwand der Gondel ist auch mit einer Spitze armiert, einem mit Stoff überzogenen Gabelgestell. Das Hinter-teil ist ähnlich gestaltet, aber offen. Statt des vollen Rahmens sind da von den oberen Längs-trägern des Gondelgestells zwei schräge Stützen nach dem Boden gelegt. Dadurch entstehen zwei Konsolen, zwischen denen der walzenrunde Ben-zinbehälter ruht. Den Hauptplatz in der Mitte beansprucht der Daimler-Benzinmotor, eine in Anbetracht der gewaltigen Kraftleistung ziemlich kleine Maschine, die nicht über die Gondel-brüstung emporreicht. Auf den gelochten Trägern am Boden liegt in ihrer Längsrichtung die runde Kurbelkammer mit der Hauptwelle, oben darauf die 4 vertikalen Motorzylinder mit ihren Gas-einlaß- und Auspuffventilen und Rohren. Nach dem Personenstandort zu ragt die Anwerfkurbel hervor, nach hinten die Hälfte der Hauptwelle, auf der das kurze Schwungrad und die Ueber-tragungsmechanismen sitzen. Die 4 Auslaßrohre der Zylinder münden in einen wagerechten, unten an der Außenseite der Gondel befestigten Auspufftopf, der die Verbrennungsdünste durch ein langes, etwas heruntergebogenes Rohr nach hinten abstößt. Da die Zylinder sich infolge der vielen Explosionen erhitzen, sind ihre Wände doppelt; im Zwischenraum zirkuliert Wasser. Dieses wird bald sehr warm, es tritt in den Kühler, wo seine Temperatur erniedrigt wird. (Schluß folgt.)

Von freundes Hand.

Teilerzählung des Zyklus „Unterirdische Menschen“, von A. Strug. Aus dem Polnischen übersetzt von E. Hirschfeld.

(Schluß)

Er stützte sich mit beiden Händen mit ganzer Kraft an den Tisch, als fürchte er, daß sie sonst etwas Schreckliches anrichten könnten. Er beschloß, nicht aufzuschauen, sondern nur un-terwandt auf den Tisch in das Glas vor ihm zu blicken. Dies beruhigte ihn einigermaßen, so daß er allmählich seine Gedanken sammeln konnte. Er versuchte sich einzureden, daß er betrunken sei, und flehte sich selber an, daran zu glauben. Gleichzeitig fühlte er, daß er durch-aus nicht betrunken war, daß er es eben noch gewesen, aber nun der Hausch verfliegen sei. Jetzt vernahm er auch deutlich, was um ihn her gesprochen wurde, wußte, wer gerade sprach, was er heute von früh auf getan hatte; sein ganzes Leben stand plötzlich vor ihm, hätte alles erzählen können, was er erlebt, wenn ihn jemand hätte anhören wollen. Er wußte, daß er hier Branntwein getrunken hatte; wußte, wieviel er dafür am Büfett zahlen mußte und wieviel er herauserkalten würde von dem halben Rubel, den er bei sich hatte. Alles, alles wußte er; er war bei vollem Bewußtsein.

„Na komm, Waler, marsch!“ Er sprang auf und warf dabei den Stuhl um. Tschisiewitsch stand neben ihm im Gute, blickte ihn aber nicht an, da er sich im Kreise verabschiedete und dabei jemand noch etwas erzählte. Auf der Straße gingen sie eine Zeitlang noch mit einem Hausen Leute, aus deren Mitte unaufhörliches Lachen und Schmähen erklang. Doch an der Ecke ver-abschiedete sich Tschisiewitsch von allen. Auch Waler reichte ihm die Hand, ohne ihn dabei anzusehen.

„Du gehst doch mit mir, Waler?“
Waler folgte ihm wie ein Verurteilter. Eine Zeitlang sprachen sie miteinander nicht, erst als sie um die dunkle Krodymalnaecka bogen, begann Tschisiewitsch lustig und unge-zwungen: „Erinnerst Du Dich, wie wir hier Mai-proklamationen anklebten? Ha, ha, ha. . . Ich bin dabei beinahe vor Lachen geborsten. Erinnerst Du Dich noch der zwei Hauswächter mit den dicken Stöcken: „Wir verhaften Sie!“ „Gut,“ sagtest Du, „nehmen Sie mich.“ Wir näherten uns ihnen und im Nu flogen beide im Bogen davon, als ob sie einen Wettlauf mit-einander machen wollten. Ha, ha, ha, ha. . . In jedem Winkel Warschaus haben wir gemein-same Erinnerungen, haben uns beide nicht wenig die Sohlen abgelaufen, nicht wahr, Waler?“

Trotz aller Anstrengung konnte Waler doch kein Wort hervorbringen. Er vermochte nicht Atem zu holen. Wie zu Eis erstarrt, wartete er, was nun geschehen würde. Denn jetzt mußte etwas geschehen. Tschisiewitsch schritt ruhig daneben. Er zündete sich eine Zigarette an und sumnte etwas vor sich hin. Bald waren sie auf der Towarowastraße. Der grelle Lichtschein der elektrischen Bogenlampen, die an einigen Häusern angebracht waren, blendete sie. Auf der breiten Straße wimmelte es von Droschken. Die geschlossenen Reihen durchbrach ab und zu ein Wagen auf Gummi-rädern, hielt einen Augenblick an irgendeinem Tore, um dann in der weiten Perspektive der Straße zu verschwinden. Der enge Nachen der

Krodymalnastraße speit immer neue Wagen aus. Hier herrschte lebhafteste Bewegung, lärmender Verkehr. Droschkenfutscher zankten um einen Platz miteinander, die Polizisten schrien da-zwischen. Aus den Wohnungen drangen Klaviertöne, die manchmal von stärkeren Weigenklängen übertönt wurden. Im Halb-dunkel der Nacht erklang ein Schrei, der bald erstarb.

„Siehst Du, Waler, was das für ein Ge-dränge ist! Hier versammelt sich Nacht um Nacht die Bourgeoisie, um Gottesdienst zu halten in ihren Kirchen. Hier erst hält sie ihre Andacht. Man sagt, der Bischof Popiel sei das geistige Oberhaupt Warschaus — der Dummen natürlich nur. Der Bischof der Bourgeoisie ist die Klimafowska*.“

Die Zunge löste sich ihm immer mehr, und er erzählte die verschiedenartigsten Ge-schichten, in die er oft schillernde Witze flocht. Sonst wollte sich Waler immer ausschütten vor Lachen bei derartigen Geschwätz, jetzt schritt er finster schweigend einher. Ein fremder Sturm war in seine Gedanken gefahren, hatte sie zu Knäuel geballt, dann wieder gelöst und sie in der Welt herumgejagt. Waler war taub gegen Tschisiewitschs Gerede. Ohne auf die Worte zu hören, hatte er die Empfindung, daß ihm jener etwas vorschwätze, damit er erst zu reden an-fange. Immer hartnäckiger verbohrt er sich in sein Schweigen und zog sich in sich selbst

* Klimafowska, Besitzerin eines der verrufensten öffentlichen Häuser Warschaus.

urück, die Augen halb geschlossen. Ein Augenblick noch und — die Erde mußte sich vor ihm aufräumen, das Ende der Welt hereinbrechen.

Ein Augenblick noch. . . .

Sie gingen und gingen. Sie kamen an die endlos scheinenden düsteren Bäume, an Eisenbahnmagazine vorbei, durchschritten lange Reihen von Straßen. Gasflammen verbreiteten ihr ruhiges gelbes Licht. . . . Hinter dem Baume her hörte man das Pfeifen der Rangierlokomotiven, die Stöße der Puffer der aneinandergereihten Waggons, von der Gitterstation schaukelten auf schlanken Pfählen die Glocken der elektrischen Lampen herüber und verließen der Straße ein fahles, geheimnisvolles Halbdunkel. Der Wiederhall ihrer einsamen Schritte erscholl weithin. Plötzlich wurde die Stille von einer fremden schrillen Stimme unterbrochen.

„Halt, Waler! Wenig mit der Stomödie!“ Waler blieb wie angewurzelt stehen.

„Wollen wir nicht wie Menschen zueinander reden?“ flüsterte Tschisiewitsch schwer und laut atmend. „Laß uns als Genossen miteinander reden, laß uns reden. Sieh mich an, Waler! Warum siehst Du mich nicht an?“

Waler hob den Kopf, aber nur eine Viertelsekunde lang, länger konnte er nicht, dann stierte er wieder in die weite Ferne der Straße.

„Du bist ganz verändert, Waler. Deine geheimsten Gedanken kriechen heraus. Ich weiß alles. Ja, ich weiß. . . wenn Du auch nichts sprichst. Ich werde es Dir selbst sagen. Als ob ich Dich nicht kannte, mein Herzensjunge. Denk an die drei Jahre, die wir zusammen verlebt haben. Ruße Dir alles, alles ins Gedächtnis zurück und erwäge es. . . . Erwähne Dich jedes meiner Worte und unserer Handlungen sei eingedenk, alles dessen, was wir während dieser ganzen Zeit geleistet haben. . . . alles. . . . Und dann sage es mir, sage es aus der tiefsten Ueberzeugung Deines reinen Herzens heraus, daß Du daran glaubst, daß so was in der Welt je möglich, je gesehen wurde? Laß Dein ehrliches Herz, Dein aufrichtiges Gewissen reden, unbeirrt von fremden Geislerern, von niederträchtiger Verleumdung.“

Die letzten Worte drangen mit einem Ton aus der Kehle, der dem Bellen eines Hundes sehr ähnlich klang. Die Straße hallte wider von Schmähungen und Flüchen voll zehrenden Hasses. Die Maske fiel, und der verborgene Mensch kam dabei zum Vorschein. Es war die wilde Raserei des am hellen Tage bei frischer Tat erkappten Bösewichtes, der sich vor aller Augen in maßloser ohnmächtiger Wut wand, als es kein Entweichen und Entrinnen gab, obwohl jedes Lügen vergeblich und aussichtslos war. Dieser Ausbruch dauerte nur einen Augenblick, dann herrschte wieder Schweigen.

Waler wurde von einem kalten Schauer geschüttelt. Die Zähne schlugen ihm aufeinander, und eine eigentümliche Schwäche im Kreuze und in den Schultern lähmte ihn. Wie in weichem Leim versanken die Fersen im Pflaster und nur mit Mühe zog er ein Bein dem anderen nach.

Tschisiewitsch sprach schon in ruhigem Tone, häufig stillehaltend. Er appellierte an die Vernunft, beschwichtigte und machte Vorschläge.

„Morgen lachen wir alle über die ganze Geschichte. Wir gehen morgen beide zum Alten. Und ich erfahre doch den Namen des Schurken, der einen solchen Verdacht ausgesprochen. . . . In die Fresse werde ich ihm hauen in aller Gegenwart, damit er sich's merkt. . . . Dummheiten sind es. . . nichts weiter. Aber wenn es sich erweist, daß es eine Intrigue gegen mich ist und daß einer nur die ganze Sache eingefädelt hat, der eine Pike auf mich hat und mir persönlich feind ist, dann wollen wir beide, Waler, Du und ich, gegen ihn, diesen niederträchtigsten Feind, der das ansteckendste Gift austreut, losgehen,

Du und ich. . . . Nicht um zu rächen, sondern um zu strafen. . . .“

Bei diesen Worten ergriff er Walers Hand, drückte sie zärtlich und sprach: „Na, mache doch den Mund auf, Junge. Gräme Dich doch nicht so. Mir selbst ist es auch ganz wirt im Kopfe. Ist es nicht merkwürdig? Man muß entweder lachen oder sie alle in die Luft sprengen. . . . Und ich lache darüber. Veruhige auch Du Dich, Waler. Aber Du zitterst ja. Bin Dir auch dankbar für Deine Güte und Freundschaft und daß der Schimpf, der mir angetan wird, Dir so nahe geht. Und das sage ich Dir auch, wenn auch die ganze Welt mich schuldig hält (nehmen wir einmal ein so ganz unmögliches Ding an, nehmen wir es an), wenn auch mein Name veröffentlicht wird (paß auf), so weiß ich doch, daß Du allein dennoch an meine Schuld nicht glauben wirst, denn niemand kennt mich so gut wie Du; vor niemand habe ich je mein Herz so ausgeschüttet wie vor Dir während dieser drei Jahre! . . . Aber wie es Dich schüttelt! . . . laß gut sein. . . es verlobt sich nicht. . . ist doch alles nur dummes Zeug. . . Siehst Du, wie ich ruhig bleibe! Für Deine Freundschaft habe Dank! Ich habe mich noch nie in Dir geirrt, Waler. Ein Genosse bist Du, auf den man bauen kann. . . .“

Immer inniger schmiegte er sich an ihn, immer herzlicher klang seine Rede. Er erinnerte ihn an verschiedene Gespräche und anderes. Waler hatte alles im Gedächtnis, und in dem Maße, in dem Tschisiewitsch sprach, wurde eine Erinnerung nach der anderen lebendig. Nur daß er sich all dieser Dinge so erinnerte, wie sie in Wirklichkeit waren, während er aus Tschisiewitschs Rede nur Prahlerei und Schmeichelei heraushörte, wobei es immer den Anschein wecken wollte, als sei bei all den Vorkommnissen Waler die Hauptperson, Tschisiewitsch dagegen nur die Nebenperson gewesen. Das schnitt ihm in die Seele und schmerzte ihn, daß er die Augen schloß. Jedes Wort, das Tschisiewitsch sprach, sollerte ihn, er wollte nicht hinzuhören, an etwas ganz anderes denken, aber es half nichts.

„Durch diese Platschereien wird bei uns vieles verdorben. Jemandem Dummkopf läßt ein Wort fallen, ein noch dümmere faßt es schnell auf, verbreitet es, und der Argwohn ist in die Welt gestreut. Du kannst sicher sein, schon am nächsten Tage durchläuft die Neugier die Stadt, sind doch alle Hasenfüße, aber über jeden Skandal erfreut. Es ist jedermann erfreut über die menschliche Gemeinheit. So ist es, kannst es mir glauben. Dir scheint es nur so sonderbar, weil in Dir eine zarte, treue Seele wohnt.“

Wieder! Waler war außerstande, diese Qual länger zu ertragen. Er begann zu ächzen und zu stöhnen, um wenigstens auf diese Weise die ihn drückende Qual loszuwerden.

Tschisiewitsch schmiegte sich noch kräftiger an ihn, und je süßer er sprach, um so schlimmer wirkte es auf Waler. Schließlich verstummte er. — „Na, ja, es kommen in der Welt verschiedene Gemeinheiten vor — allerdings. . . .“

So gingen sie immer weiter, und jetzt erst stieg in Waler die Frage auf: wozu hier gehen?

In dieser Gegend wohnte keiner von ihnen, keiner von ihnen hatte den anderen zu begleiten, hatte hier jemals etwas zu tun, und dennoch gingen sie ohne Ende. Eine Angst beschlich ihn, die ihm die Kehle zuschnürte. Die Angst vor dieser einsamen Straße, vor dieser ziellosen Wanderung.

„Na, sage mal, Junge — ha, ha, ha —“ fragte Tschisiewitsch. . . .

Sofort fühlte Waler auch, wie sein Arm sich zusammenkrampfte und in den Gelenken flog. Und er dachte: gleich erwache ich. Er fühlte, wie der Atem Tschisiewitschs kurz und

pfeifend ging, kühlte, wie ihm das Blut in den Adern hämmerte. Und er dachte: ich wache bald auf, will nur warten, bis die Weckuhr mich zur Arbeit weckt.

Plötzlich zuckte er zusammen. Die Verfinnung kehrte zurück. Sie gehen wieder durch eine dunkle Straße. Die Tritte hallten auf dem Pflaster. Sie gehen Arm in Arm wie Soldaten: eins zwei, eins zwei. Widerwillig wendet Waler die Augen von den Häusern, von den Straßen. Er war gezwungen, in die Leere zu schauen. Dort zwischen den zwei Häusern ist ein leerer Raum, hier etwas näher ein Kohlenlager und dort ein einstöckiges Häuschen. Er kennt es. In diesem Häuschen ist eine Kneipe, wo die Arbeiter der Vermannschen Fabrik und die der Handtkechen ihr Mittagbrot essen. Ob hier. . . hier vor der Kneipe? Nein.

Aus der Ferne leuchten am Baume die Plakate. Hier? Nein. . . .

Wald waren sie am Baume vorbei. Voll Ekel blickt Waler auf die einsame Straße; jeden Augenblick bedeckt ihn kalter Angstschweiß.

Denn hier, hier ganz in der Nähe, erwartet ihn eine schreckliche unbekannte Stelle. . . . Er schreitet auf sie zu, nähert sich ihr. . . .

Wo? . . . Wo? . . .

Er fühlt, wie eine mächtige Kraft sich in ihm aufbäumt, windet, Kriechanstrengungen macht. Sein steifhart gewordener Arm preßt einen fremden Arm an sich. Dieser Arm spannt, windet und krümmt sich, macht die schrecklichsten Anstrengungen loszukommen, bis er zuletzt ganz weich und nachgiebig geworden. Noch einmal versucht er es, leise, vorsichtig. . . . Er versteckt sich, will abwarten, betrügen, regt sich lebhafter, um kraftlos zurückzusinken.

Sie gehen Arm in Arm, Schritt bei Schritt wie Soldaten. Dumpf erdröhnt das Pflaster unter ihren schnellen Schritten. Die Straße schweigt.

Ein Baum. . . eine Bauernhütte. . . ein Pförtchen. Wieder regt sich der fremde Arm, um ihm zu entschlüpfen.

Nein. Er hält den Arm wie in eisernen Fängen. Seitwärts schiebt sich Waler durch die Pforte, doch läßt er nicht los. Ein Krampf geht durch den Arm. So geht es immer weiter. „Sel Ihr da! Seid Ihr blind? Hier ist der Durchgang verboten!“

Die Stimme klingt von weit her, fremd und zornig.

Er gehorchte der Stimme, ließ den Arm los. In ziemlich weiter Entfernung sieht Waler zwei Personen mit Laternen dastehen.

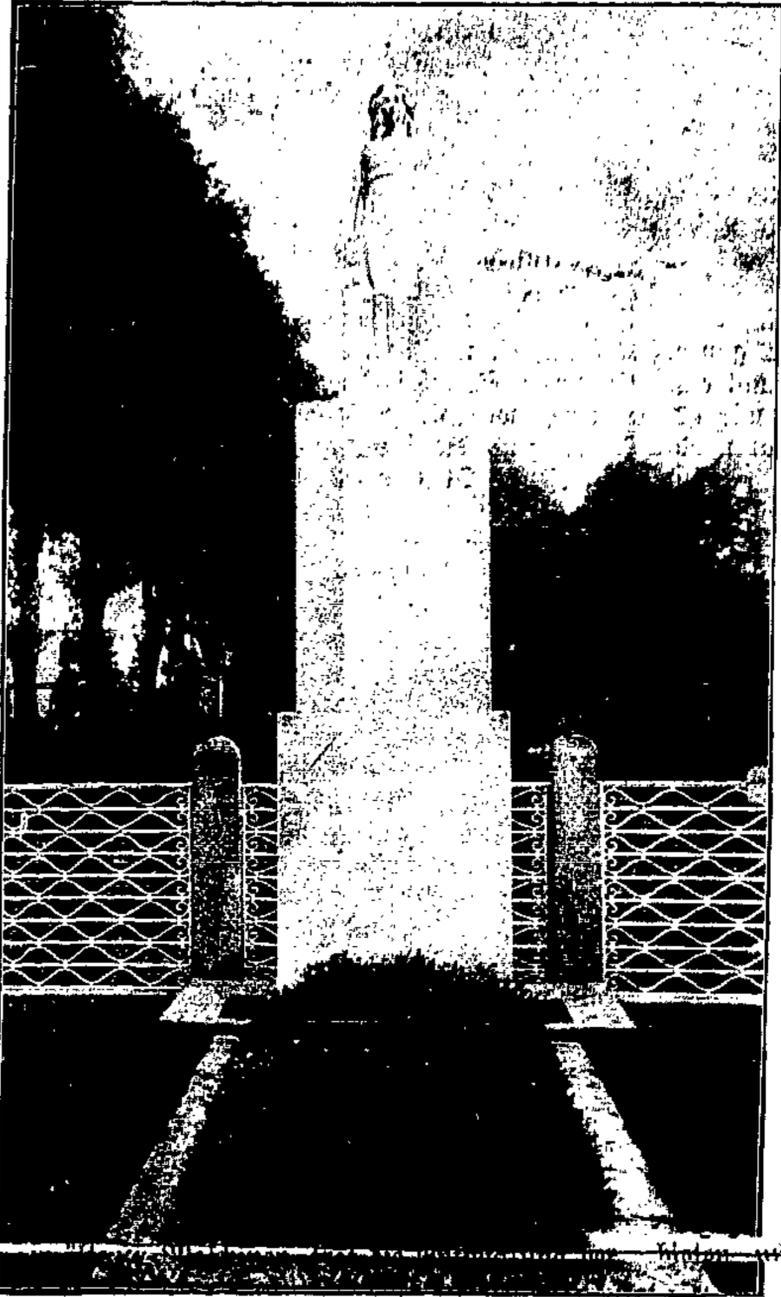
Duer über den Weg läuft eine Reihe Schienen neben der anderen her. Da hört er das Nahen eines fauchenden, jagenden Atems. Verständnislos blicken Walers Augen, als flehe er um eine Erklärung des Höllenrätsels. Nur etwa zehn Schritte von ihm entfernt steht irgendein fremder Mensch. „Er“ steht vor ihm, nur ist es ein fremdes, verhaßtes, gebrandmarktes Gesicht.

Noch einmal blickt er ihn an, da weicht der Fremde zurück, geht rücklings, streckt die Hand aus, ein Revolver blickt ihm entgegen. Diesen Moment bedeckt alles. Der leuchtende, mächtig herbeistürmende Atem, ein heller Schein jagt über die Erde, wächst, nimmt immer größere Dimensionen an, als hätte sich die Sonne losgerissen und wälze sich auf der Erde entlang. Welch ein Getöse!

Und in einem Augenblicke ist das fremde, verhaßte, scheußliche, weiße Gesicht in seine Nähe gerückt. . . hier, hier. . . ein Zoll nur von dem feinen entfernt, die gräßlichen Augen fliegen, scheinen aus ihren Höhlen zu treten. . . .

Eine Gurgel knirscht unter dem eisernen Drucke seiner Faust.

Des Eisens dröhnende Wucht geht über alles hinweg. . . .



Das Denkmal am Grabe Littenrons, das in diesen Tagen zu Altrahstedt (Schleswig-Holstein) enthüllt worden ist.

Mirabeau und der Lastträger Jeanret. Reaktionäre Geschichtsschreiber entrüsten sich gern über die Ausbrüche des Volkszornes in der französischen Revolution, lassen dagegen die Ursachen der Erbitterung nicht genügend hervortreten. Beispielsweise der Ingrimm im Volk gegen die Zoll- und Steuer-

beamten erscheint schon recht erklärlich, wenn man solche bezeichnenden Tatsachen kennt, wie sie Mirabeau 1776 feststellte, als er in Pontarlier den Lastträger Jeanret verteidigte. Dieser Proletarier war gefangen gesetzt worden, weil er einem Zollbeamten, der ihm völlig grundlos einen Säbelhieb beibrachte, zur Abwehr einen Stock entgegenhielt. Ist es für die damaligen französischen Zustände schon charakteristisch, daß das Opfer einer solchen Beamtenauschreitung obendrein noch vor den Stadt geschleppt wurde, so läßt Mirabeau in seiner Abhandlung noch mehr Licht auf damalige Rechtsverhältnisse fallen. Er konstatiert von den Zöllnern, daß diese Menschen durch allzu lange Strafslosigkeit so frech geworden seien, daß sie doch oft ihr Glück von ihrem ersten Verbrechen. Auch in dem Falle Jeanret haben die Kameraden des Säbelhelden sofort die Meinung ausgesprochen: nun werde er befördert werden. Ist dies doch mit einem Bruder des Jeanret geschehen, der Beamter der Steuerpächter war und zwei Menschen tötete. Für den ersten Mord wurde er zum Brigadier befördert, für den zweiten bekam er eine bessere Bureaustellung und eine Gratifikation von hundert Louisdors. In dem Falle fand sich zufällig ein Gevicht, das den Mörder zur Rechenschaft ziehen wollte, jedoch freilich nicht damit zustande kam. Im allgemeinen aber schützte die Justiz die Beamtenauschreitungen und hatte darum Teil an dem Haß, den sie hervorriefen. — xy.

Leuchtende Termitenhügel. Auf einer Reise, die der englische Forscher Frederic Knab vor vielen Jahren in Amazonien machte, beobachtete er auf einem nächtlichen Waldspaziergange in der Umgebung von Santarem (Brasilien) unter den dunklen Bäumen eine leuchtende Fläche, die aus unzähligen Punkten phosphoreszierenden Lichtes bestand, deren Glühen ineinander überzugehen und zu wogen schien. Eingeborene, die ihn begleiteten, sagten, es wären Termitenhügel, und das Licht würde von den Termiten erzeugt. Knab fand, daß die Hügel aus sehr hartem Ton bestehen, die jeglichen Pflanzenwuchses zu entbehren schienen. Sie lagen an den der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Teilen des Waldes. Später fand Knab eine Waldlichtung, in

der zahlreiche solcher Hügel verstreut lagen und einen wunderbaren Anblick gewährten. Knab bemerkte erst später, daß diese Erscheinung in wissenschaftlichen Kreisen völlig unbekannt war. Es ließ sich nicht entscheiden, ob das Leuchten von den Termiten selbst oder vielleicht von winzigen Pilzen herrührte, die die Termitenhügel besetzen.

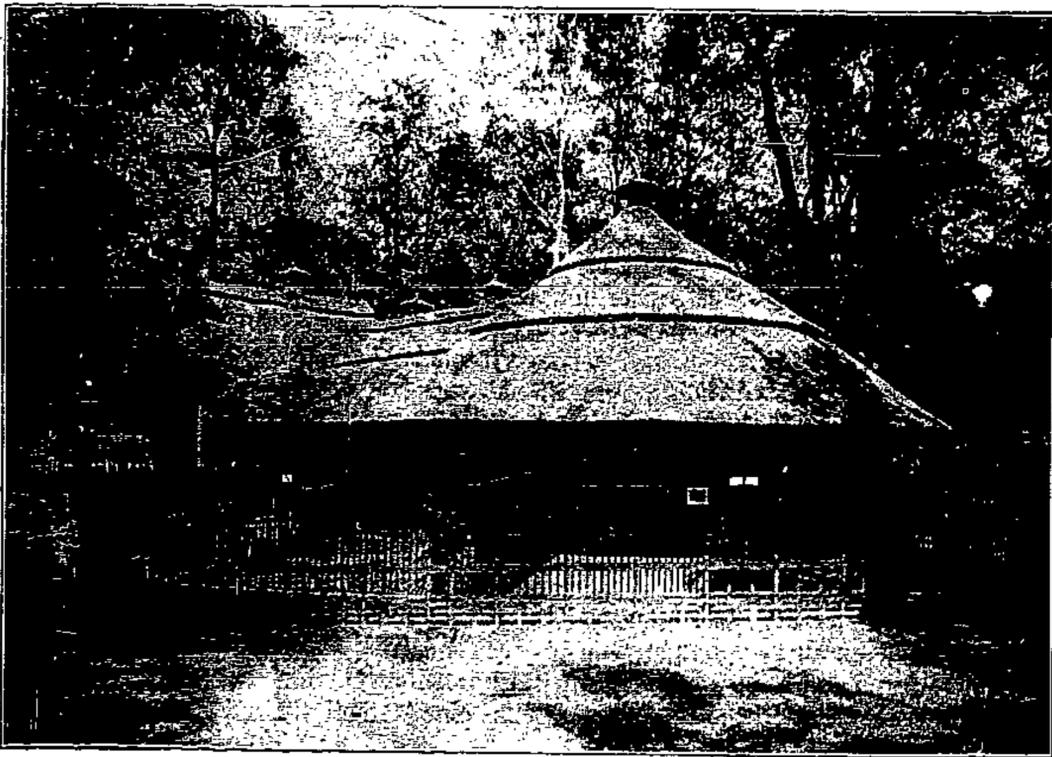
Die Lohnarbeit im Homer. Die frühesten Erwähnungen der Lohnarbeit in den altgriechischen Klassikern finden sich im Homer und dann bei Hesiod, also in Dichtungen, die Zustände der Zeit vor 700 v. Chr. schildern. In den nach Homer benannten großen Epen, der Ilias und Odyssee, wiederholt von Theten die Rede, und Theten heißen in griechischer Sprache die Lohnarbeiter. Ihr Lohn erscheint bei Homer als sehr wenig beneidenswert, so wenig, daß an einer Stelle der Odyssee die Lohnarbeiter als die schlimmste angesprochen wird, in der man sich überhaupt auf Erden befindet.



Der Arbeiter-Radsfahrer-Bund „Solidarität“ hält gegenwärtig zu Frankfurt a. M. seinen achten, stark besuchten Bundesstag ab.

kann. Gerade noch dem Schattendasein im Totenreich will der verstorbene Achilles das Leben eines Tagelöhners vorziehen: „Lieber ja wolt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen, einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand, als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.“

Es ging demnach den Theten insofern schlechter, als den Sklaven, mit denen Homer sie sonst in einem Atem nennt, als der unfreie Arbeiter wenigstens seines Lebensunterhalts sicher war, während der freie vor die Fülle gesetzt wurde, wenn man ihn nicht mehr brauchte: in Hesiods „Werken und Tagen“ wird dem Gutsbesitzer geradezu empfohlen, nach der Ernte den Tagelöhner zu entlassen, und für den Winter eine Frau „ohne Kind“ hereinzunehmen, als geeigneter für die häusliche Arbeit dieser Jahreszeit. Der Lohnarbeitenden Frauen wird auch in der Ilias gedacht. Da ist von Frauen die Rede, die Wolle spinnen, „für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen.“ Und auch Männer haben offenbar günstigenfalls nur ärmlichen Lohn verdient, bei dem sie gerade das Leben hatten. ac.



Neue Stierhäuser im Berliner Zoologischen Garten. Der Berliner Tierpark, wohl einer der bekanntesten und besuchtesten in ganz Deutschland, ist kürzlich wieder um einige sehenswerte Anlagen bereichert worden. In der Hauptsache handelt es sich um neue Stierhäuser, resp. Einzäunungen, für die pferdeartigen Tiere (Pferd, Esel, Zebra), für die Schweine (siehe Abbildung) und für die Raubvögel (siehe Abbildung). Man hat bei der Neuunterbringung dieser Tierarten nach Möglichkeit ihre Eigenart und Lebensgewohnheiten berücksichtigt. So sind z. B. für die Adler und Geier mächtige Felsblöcke und Steinwände aufgestellt, die mit den verschiedensten Gebirgspflanzen besetzt wurden; die Schweineblüte ist in der Nähe eines mit Weiden umstandenen Sumpfes aufgebaut; für den Stall der Esel und Zebras ist die Form eines ostafrikanischen Araberhauses gewählt worden.

